

Susan Bernofsky: „Hellseher im Kleinen. Das Leben Robert Walsers“

Im Universum des Gestaltwandlers

Von Angela Gutzeit

Deutschlandfunk, Büchermarkt, 27.07.2025

Als Robert Walser 1956 als Insasse einer Nervenheilanstalt starb, mussten erst noch einige Jahrzehnte vergehen, bis der Schweizer Schriftsteller den Platz in der Weltliteratur erhielt, der ihm gebührt: als einer der grandiosesten Autoren der Moderne. Eine neue Biografie aus den USA untermauert Walsers Bedeutung als Meister der kleinen Form und experimenteller Wortkünstler.

Als frische Bachelorabsolventin in Germanistik und kreativem Schreiben reiste Susan Bernofsky im Herbst 1987 mit einem Schweizer Universitätsstipendium nach Zürich, um ein Jahr lang im Robert Walser-Archiv zu forschen und zu übersetzen. Im Vorwort ihrer Walser-Biografie „Hellseher im Kleinen“ schildert sie die Anfänge ihrer Leidenschaft für diesen Schweizer Autor. Heft um Heft habe sie mit ihren Aufzeichnungen gefüllt. Es war wohl Zufall, dass sie dafür einen Bleistift benutzte, während sich im Nebenraum die Schweizer Forscher Bernhard Echte und Werner Morlang mit einer kleinen Lupe durch Walsers sogenanntes „Bleistiftgebiet“ arbeiteten. Ein Konvolut von 526 nachgelassenen Blättern mit einer Schriftgröße von nicht mehr als 1,5 bis 3 Millimetern. Eines der interessantesten literarischen Phänomene der Moderne. Das trifft nicht nur auf die Winzigkeit der Schrift zu, sondern auch auf den Inhalt der Mikrogramme mit ihren ausschweifenden experimentellen Höhenflügen, wie sie vor allen Dingen im „Räuberroman“ und in den „Felix-Szenen“ von 1925 zu finden sind.

Gegen die Pathologisierung

Aber auch im fiktionalisierten „Tagebuch-Fragment“ von 1926 und in vielen Texten seiner meisterhaften Kurzprosa ließ Walser seinem Assoziationsstil freien Lauf. Sehr viel Forschungsarbeit war in den vergangenen Jahrzehnten nötig, um die Pathologisierung von Walsers eigenwilligem Schreibverfahren zu entkräften. Schließlich galt es als Indiz seiner Verrücktheit. Einer der vielen Mythen, die Leben und Werk Robert Walsers umranken. Wahr ist allerdings auch: Walser geriet von den 1920er Jahren an zunehmend in materielle und psychische Bedrängnis, wie Susan Bernofsky ausführt.

Susan Bernofsky

Hellseher im Kleinen. Das Leben Robert Walsers

Aus dem Englischen
von Michael Adrian

Suhrkamp Verlag, Berlin

536 Seiten

38,00 Euro

„Mitte der 1920er Jahre führte Walser eine finanziell prekäre Existenz in der Schweizer Hauptstadt Bern, weil sich immer weniger Verleger – und Zeitungen, seine Haupteinnahmequelle – für sein Werk interessierten, je radikaler es wurde. Er war gesellschaftlich isoliert, ein starker Trinker und zunehmend auffällig in Verhalten und Gemüt, als seine psychische Erkrankung zu einer wachsenden Belastung seines Lebens wurde. 1929 – im Alter von 50 Jahren und auf dem Höhepunkt seiner kreativen Schaffenskraft – begab sich Walser in die Heilanstalt Waldau bei Bern. Die letzten 28 Jahre seines Lebens sollte er in stationärer Zwangsunterbringung verbleiben.“

Für die Biografin bestand ein wesentlicher Schwerpunkt ihrer Arbeit darin, dem bewussten und ästhetisch ausgefeilten Autor in all seinen Lebensphasen Priorität einzuräumen. Im Gespräch über ihre Biografie sagt sie es so:

[O-Ton Susan Bernofsky]

„Viele, die Robert Walser noch nicht gelesen haben, wissen von ihm, dass er lange in der Psychiatrie war. Und dieses Wissen überschattet die Lektüre und man denkt: ‚Aha, so ein Schriftsteller, dessen Schreiben in der Hauptsache davon bestimmt wurde.‘ Dies war meiner Meinung nach überhaupt nicht der Fall, und ich habe versucht, da ein bisschen auseinanderzuhalten. Denn er gehörte der Moderne an und das ist eine literarische Richtung, wo die Schriftsteller versuchen zu schauen, was noch alles aus der Sprache herauszuschlagen sei. Die Sprache wird ein Stoff für ihn und er bearbeitet sie und versucht, neue Eindrücke darin zu entdecken.“

Es ist nicht einfach, Walsers Lebensweg nachzuzeichnen, zumal er kein Tagebuch führte und viele Dokumente wie Korrespondenz, Manuskripte und Verlagsarchive, wie Bernofsky schreibt, im Zweiten Weltkrieg zerstört wurden. Vor allen Dingen für seine Berliner Zeit sei die Quellenlage dünn:

„Die Dokumente über sein Leben werden im Jahr 1908 spärlicher und bleiben es bis zu seinem Wegzug 1913. Somit sind viele der folgenden Berichte über Walsers Erlebnisse im Lauf seines letzten halben Jahrzehnts in Berlin mit Hilfe seiner späteren literarischen Darstellungen dieser Zeit rekonstruiert.“

Das Spiel mit der Maske

Eine kritische Anmerkung, die sich gegen Walsers ersten Biografen, den Schweizer Schriftsteller und Journalisten Robert Mächler, richtet, der in seinem Buch „Das Leben des Robert Walser. Eine dokumentarische Biographie“ von 1966, viel zu oft aus fiktiven Erzählsituationen autobiografische Fakten abgeleitet habe. Ähnlich Catherine Sauvat in ihrer 1989 in Frankreich erschienenen Biografie „Vergessene Welten“. Man kann darauf mit Paul Nizon, dem Schweizer Schriftsteller und Walser-Kenner antworten: Wenn Walser als ‚Walser‘ in der ersten Person auftrete, spiele er weder sich selbst noch andere, sondern trage eine gleichnamige Maske.

Und so ist Susan Bernofskys Buch die erste Walser-Biografie, die die vielen biografisch verbürgten Vorbilder und Hintergründe im Werk des Schweizers zwar als solche anerkennt, aber den Fokus doch deutlich auf Walsers Sprachkunst verschiebt, auf seine Ironie, seine vorgetäuschte Naivität, eben auf seine Maskerade.

Natürlich konnte Bernofsky sich auf schier endlos viele Studien stützen, die seit der Jahrhundertwende erschienen sind. So veröffentlicht die Robert Walser-Gesellschaft mit Sitz in Bern fortlaufend Forschungsberichte und wissenschaftliche Studien. Sie ist auch an der auf über 50 Bände angelegten Kritischen Walser-Ausgabe beteiligt, die seit 2008 bei den Verlagen Stroemfeld und Schwabe veröffentlicht wird. An fundiertem Forschungswissen mangelt es also nicht. Umso anerkennenswerter, dass die amerikanische Walser-Übersetzerin auf dieser Grundlage einen neuen Anlauf genommen hat, Walsers literarisches Schaffen und seine prekäre Lebensgeschichte zunächst für ein amerikanisches und nun auch für ein deutschsprachiges Publikum zusammenzuführen.

Abseits der Bohème

Dabei ist diesem seltsamen Autor nach wie vor schwer beizukommen. Für seine Texte wie für sein Leben gilt: Man weiß oft nicht, drehte dieser manische Fußgänger der zunehmend technisierten Welt, die zu Beginn des 20. Jahrhunderts in den Großstädten Berlin und München gerade so richtig Fahrt aufnahm, eine Nase oder verzweifelte er an ihr? Wollte er Anerkennung von der kulturellen Bohème oder verachtete er sie? Nicht wenige seiner Zeitgenossen fanden ihn reichlich schrullig, wenn er wieder einmal von der Bildfläche verschwand, um sich aus Geldnot als Commis, also als Schreibkraft, im Versicherungs- oder Bankwesen zu verdingen oder beispielsweise für den Verleger und Sekretär der Berliner Secession, Bruno Cassirer, die Korrespondenz zu erledigen. Er zog dutzende Male um, von Biel, seinem Geburtsort, nach Basel, Stuttgart, Zürich, Solothurn, um nur ein paar Stationen zu nennen. Dann mehrere Versuche, sich in Berlin zu etablieren, wo sein gut vernetzter Künstler-Bruder Karl sich bemühte, ihn in Kontakt zu bringen mit wichtigen Verlegern und Kulturgrößen der Hauptstadt. Dazwischen immer wieder sein Rückzug in die Schweiz, von einer Zimmerwirtin zur nächsten oder zu seiner Schwester Lisa.

Bernofsky hat diese Aufenthaltsorte mit ihren vielen Adressen akribisch erforscht. Walser hielt es nirgendwo lange aus und er eckte immer wieder an. Eingeladen zu einer Geselligkeit bei seinem zeitweiligen Verleger Samuel Fischer soll er im angetrunkenen Zustand Hugo von Hoffmannsthal mit den Worten gerügt haben: „Könnten Sie nicht ein wenig vergessen, berühmt zu sein?“ Und von Robert Mächler ist folgende Geschichte überliefert, die Bernofsky in ihrem Buch zitiert: Der Leiter des Grethlein Verlages, Curt Hauschild, wollte den Autor 1922 in Bern besuchen, um über dessen „Tobold“-Manuskript zu verhandeln und dabei Walser zu einem geringeren Honorar überreden. Walser konterte mit einer Art Rollenspiel, das er meisterhaft beherrschte. Seine Einladung an Hauschild war unterzeichnet mit „Cäsar, Diener von Herrn Walser“.

„Als Hauschild zu vereinbarter Stunde eintraf, öffnete ein Mann in Hemdsärmeln die Tür zu dem Mansardenzimmer, verkündete dem Besucher, sein Herr, Robert Walser, würde ihn gleich empfangen, und schloss die Tür wieder. Als sie sich kurz darauf erneut öffnete, stand der gleiche Man in der Tür, nun aber im Jackett, und stellt sich als Walser vor. Eine solche Posse war nicht nach Hauschilds Geschmack.“

In Susan Bernofskys Biografie findet sich die treffende Bezeichnung, Walser sei ein „Gestaltwandler“. Das ist das Wort, das Bernofskys Übersetzer Michael Adrian für den englischen Ausdruck „shape shifter“ gefunden hat. Überhaupt haben die Autorin und ihr Übersetzer bestens harmoniert, insbesondere, wenn es darum geht, für Walsers Ästhetik

anschauliche Bilder zu finden. „A murmuration of starlings in swirling flights“, liest man in der englischen Originalausgabe, wenn es um Walsers wilde Satzkaskaden geht. Und Adrian folgt ihr mit der schönen Formulierung: als „sähe man eine Starenschar durch die Lüfte wirbeln.“

Der Autor als Diener

Aber zurück zum „Gestaltwandler“ oder „shape shifter“. Ein Begriff, der in Bernofskys Biografie zentral ist, nicht, weil sie ihn oft verwendet hätte, sondern weil er so gut passt zum Leben Walsers wie zu so vielen seiner literarischen Figuren. Da ist der Spaziergänger, der Schauspieler, der Gelegenheitsdichter sowie, ganz wichtig, der ewige Angestellte und der Diener – alle auf den ersten Blick naive Gestalten oder Taugenichtse, durch deren Fassade ihrer harmlosen Absichts- und Ziellosigkeit eine listige Renitenz, sozusagen die reine Donquichotterie hervorlugt. Allesamt Anti-Bildungsfiguren, die sich dem Zeitgeist verweigern. – Man kann auch sagen Kippfiguren, die mit romantischen Motiven spielen, an Joseph von Eichendorffs Novelle „Aus dem Leben eines Taugenichts“ erinnern, ohne sich allerdings in diese Tradition einzufügen. Bernofsky im Gespräch:

[O-Ton Susan Bernofsky]

„Das ist für mich einer, der sich nicht so festhalten lässt. Einer von denen, der erste Eindruck immer trägt. Einer von denen, man nie weiß, was hinter der Kulisse stattfindet. Walser selber hat ja als Diener gearbeitet – auf Schloss Dambrau. Also, wenn die Leute dort gewusst hätten, dass sie einen Schriftsteller als Diener im Haus hatten, ich glaube, sie wären nicht so glücklich darüber gewesen. Und er hat dann auch über sie geschrieben, obwohl Jahre später.“

Bekanntlich hat Walser in Berlin eine Dienerschule besucht. 1905 trat er dann tatsächlich in die Dienste einer Herrschaft auf Schloss Dambrau in Oberschlesien. Bernofsky wertet diese Wahl einer bewusst untergeordneten Tätigkeit als „soziales Experiment“. Walser brauchte immer wieder dringend Geld, um seine Schriftsteller-Existenz zu finanzieren. Aber die Lakaien-Tätigkeit war für ihn mehr als nur Broterwerb. Er fand durchaus Vergnügen an ihr. Zudem gab sie ihm unschätzbar wertvolles Anschauungsmaterial für seine Prosa-Projekte an die Hand.

In seinem Roman „Jakob von Gunten“ von 1909 absolviert ein junger Mann eine Ausbildung im „Institut Benjamenta“, einer dem Niedergang geweihten Dienerschule. Im Romanfragment „Tobold“, das erst posthum als Teil seiner Mikrogramme erschien, ist der Protagonist als Diener in einem Haushalt tätig. Im Roman „Der Gehülfe“ von 1908 macht sich der zweifelhafte Held in der Villa und dem Büro eines nach und nach dem Ruin geweihten Geschäftsmannes nützlich. Wobei in all diesen Texten an der Nützlichkeit des Angestellten grundsätzlich zu zweifeln ist. Vor allen Dingen werden in geradezu parodistischer Manier die jeweiligen Machtverhältnisse in Frage gestellt. Oder besser gesagt, Walser umkreist in unnachahmlicher Weise die subtilen Dynamiken von Macht und Unterwerfung. Bernofsky sieht in diesen von Walser durchgespielten Konstellationen Parallelen zu dem, was sich gerade in ihrem Heimatland, den USA, abspielt:

„Macht ist für Robert Walser ein sehr großes und wichtiges Thema und mit ein Grund, warum es sich noch heute lohnt, ihn zu lesen. Er ist in dieser Hinsicht sehr aktuell. Wir haben in

unserem Land einen Präsidenten, der für sich Macht in Anspruch nimmt, die ihm gar nicht zusteht. Aber dadurch, dass Andere ihm das nicht streitig machen, ist das seine Macht. Und das ist ein sehr, sehr interessantes Verhältnis und kommt bei immer wieder bei ihm vor in verschiedenen Formen.“

Ökonomie von Lust und Macht

Aber man kann den Gestaltwandler in Walsers Texten auch noch in anderer Hinsicht entdecken: Susan Bernofsky lenkt den Blick in ihrem Buch immer wieder auf homoerotische Szenen, die nicht schwer zu entziffern sind, zum Beispiel im Roman „Geschwister Tanner“. Hier sucht ein junger Mann namens Heinrich die körperliche Nähe zu seinem Freund, dem Gelegenheitsschreiber Simon Tanner. Ein Spiel von Verlangen und Ablehnung entfaltet sich. Bernofskys Interesse an solchen Szenen kann man so verstehen, dass sich auch hier wieder eine typische Walser-Konstellation von Macht und Unterwerfung zeigt, wenn auch unter anderen Vorzeichen. Sie schreibt:

„Die Passage dramatisiert eine starke Ambivalenz, insofern Simon die Kameradschaft – und das Begehren – seines Freundes genießt, während er gleichzeitig jede Gegenseitigkeit verweigert. Der Flirt, ein anhaltendes Verlangen, das unentwegt in Frage gestellt wird, tritt an die Stelle des Liebesaktes. [...] Die Ökonomie von Lust und Macht verleiht dem Buch eine eigentümliche Energie und macht es eindeutig zu einem Produkt jenes neuen Zeitalters, in dem man begonnen hatte, intensiv über das Geschlechtsleben und seine Komplexitäten nachzudenken.“

Robert Walser war mit diesen Romanen wie auch mit seinen vielen kleinen Geschichten und Feuilletons, er selbst nannte sie „Prosastücke“, nicht durchweg erfolglos. Schon früh druckten die damals wichtigsten Literaturblätter der Epoche, „Die Insel“ oder „Die Wiener Rundschau“ seine Gedichte. Zeitungen und Zeitschriften wie „Die Schaubühne“ oder „Die Neue Rundschau“ nahmen seine Texte gern. Aber er blieb doch, wie es Bernofsky und andere Forschende sehen, ein *Writer's writer*. Seine drei berühmten Romane „Geschwister Tanner“, „Der Gehülfe“ und „Jakob von Gunten“ wie auch seine Kurzprosa-Bände und seine Novelle „Der Spaziergang“ begeisterten die zeitgenössischen Autoren wie Franz Kafka, Max Brod, Franz Hessel, Franz Blei, Christian Morgenstern, Kurt Tucholsky oder Walter Benjamin. Aber beim breiten Publikum verkauften sich seine Bücher nur schleppend, manchmal auch gar nicht. Walsers Bevorzugung des Kleinen, Unspektakulären, scheinbar Unbedeutenden oder Nichtsnutzigen fand beim Lesepublikum begrenzten Zuspruch, und so mancher Kritiker verstand auch die Ironie nicht, mit der die Walserschen Figuren auf die Welt schauen.

Kleine Prosa als große Kunst

Erst nach seinem Tod 1956 und der schrittweisen Entzifferung seiner Mikrogramme stieg der Ruhm des Schweizer unaufhaltsam. Carl Seelig, Walsers Vormund in den Herisauer Anstaltsjahren, der sich gewissermaßen als literarischer Agent und Sprachrohr für Walser einsetzte – allerdings bekanntlich keineswegs uneigennützig – hatte die „Bleistiftgebiete“ noch als „unentzifferbare Geheimschrift“ bezeichnet. Walsers Texte dieses Konvoluts erwiesen sich dann als hochartifizielle Sprachkunstwerke. Überhaupt rückte die Aufmerksamkeit für Walsers „Prosastücke“ immer mehr in den Fokus. Für Bernofsky sind sie

große Kunst und die eigentliche Leistung des Schweizer Schriftstellers. Dass diese Biografie in ihren 15 Kapiteln immer wieder auf die Spezifika von Walsers ausgefeiltem Stil eingeht, macht die Lektüre besonders lohnenswert. Dieser Stil, so schreibt sie beispielsweise, sei schon in dessen Prosadebüt „Der Greifensee“, dem „allerersten Spaziergang seiner Karriere“, abgedruckt 1899 in der Schweizer Zeitung „Der Bund“, klar erkennbar.

„Dieser beschreibende Prosatext von knapp 700 Wörtern Länge ist bereits durch und durch ‚walsersch‘ und weist zahlreiche Merkmale auf, für die er mit seinem späteren Werk bekannt werden sollte. Der souveräne Rhythmus und Fluss seiner langen Sätze ahmt den Schritt des Gehenden nach. Er listet seine Handlungen und Beobachtungen in einer narrativen Verkettung auf, die in ihrer Bewegung fast schon expressionistisch ist: allerlei flüchtige Eindrücke von diesem und jenem, die sich zu einer Landschaft verbinden.“

„Es ist ein frischer Morgen und ich fange an, von der großen Stadt und dem großen See aus nach dem kleinen, fast unbekanntem See zu marschieren. Auf dem Weg begegnet mir nichts, als alles das, was einem gewöhnlichen Menschen auf gewöhnlichen Wegen begegnen kann. Ich sage ein paar fleißigen Schnittern ‚guten Tag‘, das ist alles; ich betrachte mit Aufmerksamkeit die lieben Blumen, das ist wieder alles; ich fange gemütlich an, mit mir zu plaudern, das ist noch einmal alles.“

In den USA, so sagte Susan Bernofsky abschließend im Gespräch, sei Robert Walser in der jüngeren Leserschaft, aber auch in Literatur- und Künstlerkreisen, äußerst beliebt, geradezu Kult. Daran hat die amerikanische Germanistin mit ihren zahlreichen Walser-Übersetzungen und dieser empfehlenswerten Biografie sicherlich ihren Anteil. Wie es für sie selbst als Lehrende an der Columbia-University in New York weitergeht, weiß sie nicht. Seit die Universität ins Visier der Trump-Regierung geraten sei, gehe die Angst um. Einmal pro Woche, erzählte Susan Bernofsky, stellt sie sich mit ihren Kollegen schwarzgekleidet vor die Universität und hält Schilder hoch mit Fotos inhaftierter oder ausgewiesener Studierender. „Wir machen das, bis sich etwas ändert“, so ihr fester Vorsatz.